

sperrt mich ein, werfe mich aufs Bett und lese den Brief einmal, dreimal, zehnmal. Es bleiben immer die gleichen vier Seiten, kleines Format, großer Zeilenabstand. Wie ich auch suche, nach dem Besonderen, dem erlösenden Wort – die ordentliche Schrift ändert ihre Aussage nicht. Alltäglichkeiten, wie die Reise war, und dann noch, wie blanker Hohn, daß man sie noch gar nicht erwartet habe und sie ruhig noch länger bei mir heroben bleiben hätte können. Beim Lesen dieser Worte erfaßt mich Ärger, doch zwingt mich zur Ruhe.

Worauf meine Eltern und meine Freunde immer wieder warten müssen, ist jetzt jeden Tag möglich: Briefe schreiben. Lange Briefe, mit allen möglichen Unnützigkeiten und voll der seitenlangen, jugendlichen Bezeugungen der Liebe. Ich türme die gewagtesten Sätze in kühner Verschachtelung aufeinander und wiederhole den Satz „Ich liebe Dich“ unzählige Male. Nach diesen stundenlangen und gefühlserweichenden Schreibereien habe ich wenigstens das Glück, daß ich schlafen kann. Am nächsten Morgen brauche ich meine Ergüsse nur kurz anzulesen, um zu wissen, daß ich mir das lange Aufbleiben besser erspart hätte; dieses seitenlange Röcheln eines weidwunden Tieres kann ich wohl in den Ofen geben, doch nicht zur Post. Die Zweitausgabe, in einer Art von Selbstschutz geschrieben, kommt dann manchmal durch die Zensur, doch auch nur deshalb, weil der Liebende ja nicht nur von anderen bedauert wird, sondern sich in seinem Zustand der tolerierten Unzurechnungsfähigkeit auch selbst genügend Fehler erlaubt. Vielleicht werde ich später einmal auf diese unglückseligen Machenschaften meines gequälten Herzens zurückschauen, leise lächelnd und mit leichter Röte im Gesicht.

Eine arge Unlust bemächtigt sich meiner. Auch unterm Tag komme ich kaum vom Gedanken an mein fernes Glück los. Den einzigen Brief und eine Karte aus Brixen trage ich in meinem rückseitigen Hosensack mit mir herum wie ein Kronjuwel. Ich bin peinlichst darauf bedacht, daß es nicht in falsche Hände kommt und mich zu meiner enttäuschten Erwartung noch der Lächerlichkeit preisgibt. Mein täglicher Traum ist schon unleserlich geworden, da passiert es. Edmund schaut mich an einem Morgen prüfend an und sagt:

„Du siehst schlecht aus, vielleicht solltest du doch einmal zum Doktor gehen. Deine Ernährung hier heroben ist möglicherweise wieder zu einseitig. Oder fahre nach Innsbruck! Von dort bist du immer in fröhlicher Stimmung zurückgekommen. Mach' doch mit deinen Freunden eine dieser tollen Altstadttouren, von denen du mir schon so oft vorgezwärmt hast. So kann es nicht weitergeh'n! Vergiß das Mädchen – aus den Augen, aus dem Sinn –, es gibt noch genug andere auf der Welt!“

Hätte er mir statt seines letzten Satzes ein Messer in die Brust gestoßen, der Schmerz wäre um nichts größer gewesen. Also auch hier bin ich umzingelt vom unmenschlichsten Unverständnis und der Gewißheit, daß es auf der Welt keine Ideale mehr gibt – von meinen eigenen abgesehen.

Ein dunkler Plan reift in mir, der bereits alle Siegel meiner Niedergeschlagenheit trägt. Der Abend mit Peter steht klar vor mir, als er mir nach meinem Abschied von Nicki mit einer schönen Menge Alkohol meinen Lebensmut aufpoliert hat. Das ist es, und ich beginne die Stunden bis Dienstschluß zu zählen.

Bei der Galzig-Bergstation angekommen, gehe ich gleich ins Büfett. In einer gemütlichen Ecke mit mir allein, bade ich meine Nase im köstlichen Geruch einer riesigen Portion heißdampfender Polenta mit ungarischem Saftgulasch. Mein Gaumen erfreut sich an einem Bier.

Ich schöpfe wieder Hoffnung, diese elende Welt doch noch eine Weile länger auf meinen armen Schultern herumtragen zu können. Solchermassen gestärkt, besuche ich Steffellers Franz im Führerstand. Er hat noch einen Materialtransport zu fahren. Ich setze mich auf einen Stuhl neben der Tür zum Maschinenraum und warte das Ende der Fahrt ab, weil der Lärm vom großen Antriebsritzeln keine Unterhaltung zuläßt. Anschließend will ich mit Franz im Büfett meinem Liebeskummer zu Leibe rücken.

Da geht die Tür zum Führerstand auf und Ingenieur Peyerl steht vor mir. Er sagt etwas zu mir, was ich im Lärm nicht verstehe. Ich denke, er wünscht mir einen guten Abend oder sagt: „Na, sind Sie auch wieder einmal herüber?“ Meine Vermutung ist falsch, denn schon wird seine an sich schon kräftige Stimme zu einem Schreien: „Stehen Sie auf, wenn ich mit Ihnen rede!“

Jaja, natürlich, wie hat es mir auch passieren können, diese primitivste Regel des Anstands nicht befolgt zu haben. Schon als er zur Tür hereingekommen ist, wäre ich unter normalen Umständen aufgestanden. Aber ich bin schon längst kein normaler Umstand mehr. Ich bin ein Häuflein Elend, krank am Herzen und mit mir selbst und der Welt im Widerstreit. Die Fahrt ist inzwischen beendet worden, mein Chef muß nicht mehr schreien.

„Warum waren Sie nicht auf Ihrer Station? Ich mußte deshalb zu Fuß heraufgehen!“

Steffellers Franz verfolgt neben dem Rückstellen diverser Schalter unauffällig unser Gespräch. Doch als mein Chef mich so unbeherrscht anfährt, da ist sein Staunen schon gleich groß geworden wie meine eigene

Sprachlosigkeit. Mir zieht es das Herz zusammen, denn das ist eine unhaltbare Anschuldigung. Mein Dienst endet im Normalfall mit der letzten Fahrt am Abend, spätestens aber nach Ende der täglichen Dienstzeit von 7 Uhr 30 bis 17 Uhr 30 durchgehend. Peyerl kann erst nach 18 Uhr an der Talstation der Christophbahn gewesen sein, denn für seinen Weg zur Galzig-Bergstation braucht er nicht mehr als vierzig Minuten. Als ich aber ins Büfett gekommen bin, da ist es bereits 19 Uhr vorbei gewesen.

Im Augenblick ist mir klar, daß ich diese Ungerechtigkeit nicht auf mir sitzen lassen kann. Ingenieur Peyerl steht in abwartender Haltung vor der Schalttafel und preßt die Lippen zusammen, wie es immer seine Art ist, wenn er sich ärgert. Allem Anschein nach erwartet er eine Rechtfertigung. Doch ich sage zu seiner Verwunderung:

„Könnten Sie bitte mit mir hinauskommen!“

Er folgt mir selbstverständlich nach, denn er hat schon bemerkt, daß mir die Anwesenheit eines Dritten, auch wenn es mein Kollege ist, in dieser Auseinandersetzung nicht angenehm ist. Mit einer auffälligen Umständlichkeit schließe ich die Stahltür zum Führerstand. Dann schaue ich meinem Chef gerade ins Gesicht und sage:

„Ich habe so und so genug, bitte nehmen Sie hiermit meine mündliche Kündigung entgegen!“

Peyerl kann es schon nicht ertragen, wenn ihm jemand offen ins Gesicht sieht, mag es sein wer immer. Meine zusätzliche Mitteilung muß ihn noch verlässlicher treffen. Der Ausdruck des Ärgers verläßt sein Gesicht von einer Sekunde zur anderen.

„Nein, nehmen Sie das nicht so direkt, aber Sie gingen ja auch nicht zum Vergnügen von St. Christoph herauf. Ich bedauere es, daß ich so ungehalten war. Überlegen Sie sich trotzdem diesen Schritt noch einmal in aller Ruhe!“

Da ich spüre, daß sich meiner eine starke Aufregung bemächtigt, sage ich kurz „Gute Nacht“ und gehe ins Büfett, wo mich Franz schon erwartet.

„Und jetzt“, sagt Franz mit fragendem Blick, „hast du ihm deine Meinung gesagt? Was will er von dir; sollst du vielleicht auf deiner Station auch den Nachtdienst übernehmen?“

Franz sieht, daß ich zittere. Er bestellt zwei Bier und fragt: „Was hat er dir draußen auf dem Bahnsteig noch gesagt, daß es dich so hergenommen hat?“

„Nichts“ – und da mache ich mehr unbewußt als absichtlich eine Pause – „Ich habe gekündigt!“

„Geh – jetzt machst du aber einen Punkt, das ist nicht wahr!“

Ich nicke und stoße mit ihm an. Er starrt eine lange Zeit in sein Glas, dann fragt er mich, vielleicht nur, um etwas zu sagen: „Was wirst du jetzt tun?“

„Ich weiß nicht“, und es wird mir in meiner Verfassung gar nicht bewußt, daß ich damit die volle Wahrheit gesagt habe. Ich fühle mich elend und zum Umfallen müde. Eine hilflose Traurigkeit hat mich ergriffen, und meine Worte klingen entsprechend verzagt, als ich aufstehe und mich von Franz verabschiede.

„Ich geh’ jetzt hinüber“, sage ich, und staune dabei über meine kraftlose Stimme.

„Überschlafe alles, du wirst uns nicht so schnell verlassen“, rät Franz, jetzt wieder gefaßt, wie um mir mit seinen Worten Trost zu geben. Ich fühle seine Hand auf meiner Schulter, dann gehe ich hinaus und rasch von der Station weg. Ich möchte weinen, schreien, aber ich kann es nicht. Mit dem Gesicht zu Boden gehe ich meinen Weg in den harten Schispuhlen. Es ist dunkel, doch die Masten der Freileitung heben sich gut sichtbar vom Schnee ab, ich kann den Weg nicht verfehlen.

Auf meiner Station angekommen, schaue ich in die Täler hinaus, versuche, einige Lichter einzuordnen, es gelingt mir nicht. Alles um mich her ist mir fremd geworden. Ich bin ein Flüchtling, der sich anschickt, das ihm Vertraute zu verlassen. Mein Zimmer ist kalt, ich rühre keinen Finger; es genügt mir, daß ich endlich weinen kann.

Am Morgen wasche ich mich gründlicher als sonst. Es ist ja nun Änderung in Sicht, es ist etwas geschehen – endlich. Meine Knechtschaft aus widrigen Umständen wird bald zu Ende sein.

Daß ich mich selbst, durch Nicki natürlich, in diesen Zustand eines unbefriedigten Aufderweltseins gebracht habe, ziehe ich mit keinem Gedanken in Erwägung. Auch käme es mir nie in den Sinn, die Kündigung im Nachhinein als Kurzschlußhandlung zu betrachten. Das hat sich in einem zufälligen Umstand so ergeben, da ist nichts mehr zu machen – aus!

Es poltert über die Stiege, und schon stehen sie vor mir: Edmund, Heinrich, Kurt und Mungenast, die zum Maienseelift hinüber müssen. Ich staune und frage gleich, weshalb sie zu Fuß herübergekommen und nicht nach St. Christoph abgefahren seien. Da sagt Edmund scharf:

„Das müßtest du selbst eigentlich am besten wissen! Hat dich gestern der Rest deines Geistes verlassen? Das kannst du uns nicht antun!“

Erst jetzt merke ich, daß dieses Aufgebot darauf abzielt, mich umzustimmen. Kurt meldet sich nach Edmund und meint:



„Wie stellst du dir das vor, du kannst doch nicht einfach davonspringen!“ Sie kreisen mich regelrecht ein, und Mungenast, der wettergebräunte Mann mit dem trockensten Humor von allen, droht: „Dann hätt' ich dich mit dem Habicher zusammen nicht aus dem Seil ziehen müssen!“

Heinrich bricht die Unterredung ab: „Jetzt führ uns ins Tal hinunter, wir müssen zur Arbeit, ich sehe schon die Schifahrer zur Station herkommen. Du wirst es dir hoffentlich noch überlegen!“ Nach diesen Worten steigen alle in die Kabine. Ich schalte den Antrieb ein, höre das helle Klatschen des Magnetbremslüfters wie einen Schlag in mein Gewissen und drehe das Kontrollerrad auf volle Fahrt.

Das Wetter ist schlecht. Ich kann in mein Zimmer gehen und Briefe schreiben. Ich muß meinen heldenhaften Entschluß meinen Freunden mitteilen, natürlich auch meinem Vater. Ihm steht es zu, als erster vom überhitzten Entschluß seines Sohnes zu erfahren, denn sicher ist er es, der mich in meiner Umschau nach einer neuen Stelle am ehesten unterstützt.

Es wird ein schwieriger Brief. Ich weiß nur zu genau, daß ich Vater nichts vormachen kann. Es würde nichts bringen, die Umstände, die mich zu meinem Schritt veranlaßt haben, so darzustellen, als sei eben alles gegen mich, und die Situation, in der ich bin, für längere Zeit nicht mehr zumutbar. Ich wähle den einfachsten Weg und bleibe bei der Wahrheit, er wird sich schon das Seine herauslesen.

Als ich mich aufraffe, auch nach Brixen zu schreiben, hält mich eine innere Stimme zurück. Erst will ich meine Kündigung überdenken, ehe ich mich wieder in den armseligen Hoffnungen meiner Liebe verstricke.

Am Abend gebe ich Kurt die Briefe mit. Er ist ein verlässlicher Kurier und hat auch meinen Problemen gegenüber am meisten Verständnis, da er gleichen Alters ist. Speziell in der Sache mit Nicki wacht er über jede Entwicklung mit scharfem Auge, hat er mit ihr doch einige Abfahrten gemacht, wobei er sehr bald überzeugt worden ist, daß sie seinem Idealbild von Frau sehr nahe kommt. Und Nicki ihrerseits, wie wäre es anders denkbar, hatte ihr Vergnügen daran, ihn ein wenig aufzuheizen.

Über meiner Schreiberei habe ich es versäumt, nach St. Christoph hinunter zu fahren, um Lebensmittel zu holen. Daß ich in meinen Kästen nichts mehr vorfinde, ärgert mich aber kaum, denn ich bin völlig lustlos, habe einen ungewohnten Druck im Magen und mache mir, nur um eine Tätigkeit zu haben, einen Tee.

Ich habe schon geschlafen, als mich das heftige Klappern der Bahnsteigtür weckt. Ich mache Licht – und erschrecke. Vor dem Fenster fegt ein Schneesturm seine wirbelnden Garben über den Grat hinaus. Die

Windgeschwindigkeit liegt mit großer Sicherheit weit über 100 Kilometer in der Stunde. Aus einem langen Beobachtungszeitraum und vergleichenden Messungen mit einem handlichen Windmeßgerät haben sich mir genügend verlässliche Sturmzeichen eingeprägt. Das Heulen des Windes ist für mich längst eine vertraute Erscheinung geworden, und selbst die heftigsten Stürme, Erschütterungen und Tragseilschwingungen können mich nicht mehr in Panik bringen.

Als ich das Licht gelöscht habe und im Bett liege, verspüre ich noch Durst. Also noch mal auf, es ist ja noch Tee vorhanden. Aus – kein Licht mehr! Den Tee bringe ich auch im Schein der Taschenlampe in mich hinein, dann lege ich mich endgültig hin.

\*

Unwillkürlich muß ich an die Episode denken, die mir ein älterer Galzigbahner in einer ruhigen Stunde erzählt hat. Da ist es auch ohne Wintersturm zu einem totalen Stromausfall auf beiden Bergstationen gekommen.

Ein Angestellter des Maschinenpersonals, der von auswärts seinen Dienst angetreten hatte, ohne zu ahnen, daß er auf dem Berg wohnen mußte, war seinen Kollegen schon nach kurzer Zeit aufgefallen durch sein ausgeprägtes Interesse, mit dem er alles Weibliche, was in seinen Gesichtskreis kam, in ein Gespräch zu ziehen versuchte.

Vermutlich hatte er nicht das volle Vertrauen seiner Gattin, die tauchte nämlich in einem unerwarteten Augenblick in Begleitung der Tochter auf der Galzig-Bergstation auf, um sich davon zu überzeugen, wie einsam ihr Mann seine Nächte verbringe.

Der Angestellte, durch ein schwebendes Verhältnis sichtlich in die Enge getrieben, markierte dann wegen der massiven Vorwürfe seiner Frau im Nebenraum der familiären Konferenz durch das Abfeuern einer Schreckschußpistole einen Selbstmord, der bei den Frauen keine andere Wirkung zeitigte als die lapidare Feststellung: „Jetzt hat er sich erschossen!“

Als der verhinderte Selbstmörder dann wutentbrannt zu den Frauen ins Zimmer gerannt kam, ging der zweite, doch weit stärkere Knall durch die Station; das Licht war ausgegangen und ein fürchterlicher Brandgeruch machte sich breit. In der Nachschau, die Ursache des Stromausfalles zu klären, hatte dann der in die Enge getriebene Ehemann im Transformatorraum die kärglichen Reste der Haarflusen seiner Hauskatze entdeckt, die sich unglücklicherweise nach dem Pistolenknall zwischen den Isolatoren der 10.000-Volt-Leitung in Sicherheit bringen hatte wollen.

Da war es dann zum Überschlag gekommen, und das schöne Tier war in einer Hundertstelsekunde verdampft.

\*

In der Früh bearbeite ich zuerst das Telefon – nichts. Der Strom wird ausbleiben, bis sich der Wind beruhigt hat, das weiß ich inzwischen. Meine gewohnten Tätigkeiten nehmen mich wieder bei der Hand und führen mich von Notwendigkeit zu Notwendigkeit. Mit allen Kniffen bringe ich den Ofen in leidlichen Schwung und schaue zum Fenster hinaus. Weiß – laut – unlustig. Ich greife zu Papier und Bleistift und beginne, mein Herz auf die Reise über den Brenner vorzubereiten. Nach einigen Seiten verspüre ich meinen renitenten Magen, ich habe Hunger. Doch wie ich auch suche, es ist nichts da. Ich entschieße mich zu einem Vorstoß in den Führerstand hinüber, vielleicht hat Edmund irgendwo eine kleine Aufmerksamkeit eines Gastes für eine Reparatur liegen. Doch wie ich auch suche, kein Brösel ist zu finden. Ziemlich enttäuscht setze ich mich wieder an den Tisch und ziehe die Schublade auf. Was sehe ich? Da liegt ja noch immer ein Teil der harten Brotreste. Durch meine Brust geht ein dankbarer Jubel; dann beginnt die Arbeit.

Beim schönsten Stück fange ich an. Ich beiße an den harten Kanten herum, bis mir der Kiefer schmerzt – nichts. Mit dem Wehrmachtsmesser komme ich auch nicht weiter, da spritzen nur einige Brösel ab und springen in den Raum. Hätte ich mich von diesen ernähren müssen, wäre ich beim Zusammensuchen der Krümel an Erschöpfung gestorben. Als ich mich voll Unmut zur klappernden Tür wende, sehe ich den Wasserkübel – das ist es! Ein Glück, daß ihn Edmund vorgestern gefüllt hat, als ich noch unfähig war, an das Naheliegendste zu denken.

Jetzt beginne ich einen Aufwand zu treiben mit meinem aufgestöberten Glück. Ich nehme die größten Brocken des Brotes, beschnuppere sie nach Schimmelgeruch, befinde sie für gut und weiche sie im zugestellten Wasser ein. Da ich in dieser Prozedur keine Erfahrung habe, erhoffe ich mir von warmem Wasser die bessere Wirkung. Jetzt habe ich wieder eine Beschäftigung. Meine Hoffnung und mein Hunger wachsen mit den größer werdenden Brotbrocken. Bald komme ich dahinter, einer Täuschung unterlegen zu sein, wenn ich glaubte, das aufgequollene Brot verzehren zu können. Das Innere ist steinhart. Ich muß warten, geduldig warten. Inzwischen bringe ich meine Gedanken an Nicki zu Papier. Als es dämmrig wird, lange ich mir die Brotküchlein aus dem Topf und esse mein eingängiges Menü. Ich gebe mich nicht der Illusion hin, mit

diesem Papp meinen Hunger bekämpfen zu können, doch als ich meinem Nachtmahl einige Schalen Tee nachleere, höre ich nichts mehr von meinem Magen.

Dann öffne ich den Ofendeckel und schiebe die von Traum und Umnachtung überquellenden Seiten des Briefes an Nicki in die Flammen. Ich will am nächsten Tag schließlich auch noch etwas zu tun haben, für den Fall, daß der Sturm nicht nachlassen sollte.

Ein langer Abend liegt vor mir. Die Geräusche der Böen vor dem Fenster, das fallweise Rumoren im Ofen und das Gebrumm der Mauern in der Resonanz der Tragseile nehmen nur wenig von der Zeit in Anspruch, die es für mich aufzubrauchen gilt.

Ich lege mich angekleidet aufs Bett, verschränke meine Hände unterm Kopf und schaue auf die gleichmäßigen Abstände des Lattenrostes im Stockbett über mir. In dieser Stellung haben meine Gedanken immer einen bequemen Auslauf, und ich lache oft laut auf, wenn mich Bilder überraschen, die mit meinem Leben auf dem Berg überhaupt nichts zu tun haben. Doch allein die Erinnerung an markante Ereignisse und seltsame Begegnungen ist geeignet, mich in meiner Abgeschiedenheit zu erheitern. Was war es doch für ein unvergeßliches Erlebnis, als mir an einem meiner freien Tage ein Schweizer Koch und Gastronom aus seinem Leben erzählte.

Das Sonnenbad in unseren Liegestühlen vor der Ulmer Hütte war gar nicht mehr der Arlbergregion zugeteilt. Es war einfach der Platz für die Stunden des Gesprächs und der wachen Empfindung des Glücks, auf dieser Welt zu sein, die jedem seine Möglichkeiten offenhält.

Jaggi hatte eine „Beiz“, genauer gesagt, eine „Freißbeiz“ in Birsfelden; also eines jener Schweizer Gastlokale, die ohne Gasthausschild und jegliche Werbung auskommen, weil die Qualität des Gebotenen und die Intimität der räumlichen Atmosphäre durch Mundpropaganda so aufgewertet und publik werden, daß das Lokal 24 Stunden durchaus offen halten könnte, und es wäre trotzdem immer bis zum letzten Platz besetzt. Schon durch sein äußeres Erscheinungsbild machte der Schweizer auf sich aufmerksam, noch lange, bevor er den Mund auftat – zum Sprechen. Seine fleischig-sinnlichen Lippen waren andauernd geöffnet und die Mundwinkel leicht nach oben gezogen. Das volle Gesicht zeigte sich dadurch in einem maskenhaften, konstanten Ausdruck eines hämischen Grinsens. Es war auch viel Lüsternheit, beinahe offene Geilheit aus dem Gesicht herauszulesen. Ein schwarzer, dichter Haarschopf mit einer dicken, in die Stirn hängenden Strähne gab dem Schweizer eine diabolische Ausstrahlung, die Hörner konnte man sich gut dazu denken.



Im Gespräch mit ihm hatte man immer das Gefühl, als lauere er auf etwas Bestimmtes, warte auf den Augenblick, Neues zu erfahren oder einen seiner derben Sprüche anbringen zu können. Beinahe jeder dritte Satz seines Gesprächs war von einem selbstgefälligen Lachen begleitet, das seine unregelmäßigen großen Zähne freilegte. Wer sich jedoch von seiner Gestik einnehmen ließ, dem fiel das schlechte Gebiß gar nicht auf, denn unversehens fühlte sich der aufmerksame Beobachter in ein Kabarett versetzt. Jaggis Selbstsicherheit, als Schweizer, zudem als vermöglicher, unterstrich seine Erzählungen mit jenem unauffälligen Nachdruck, der am Wahrheitsgehalt des Vorgebrachten keinen Zweifel läßt. Doch trotz seiner Eigenheiten hatte man bei Jaggi sofort das Gefühl, es mit einem grundehrlichen, gütigen Menschen zu tun zu haben.

Was mich persönlich als seinen aufmerksamen Zuhörer anbetraf, konnte mich ohnehin nicht so leicht etwas erschrecken, da ich schon in meinen jungen Jahren den Schweizern hinsichtlich ihres Verhaltens große Freiheiten zubilligte. In Zeiten der Not empfing ich unermesslich viel Hilfe durch eine Familie in Basel. In anderen Jahren lernte ich die Mentalität der Basler und ihre Leidenschaft für die Fasnacht kennen. Aus meinen Erfahrungen heraus hatte ich schon sehr früh allen Grund, in jedem Schweizer zuallererst das Positive zu sehen. Ein eigenwilliges Verhalten oder selbstsicheres Hervortun innerhalb der Toleranz zwischenmenschlicher Beziehungen konnte mich kaum stören. Doch es begeisterte mich schon damals spontan, durch und durch tatkräftige Menschen zu erleben, die einem ständigen Wandel unterworfen schienen und trotzdem etwas Bemerkenswertes auf die Beine brachten.

Diesen dynamischen Naturen gelingt scheinbar alles, was sie anfassen. Wo immer sie auch ihren Optimismus und ihre Energien ausstrahlten, lösen sie Zustimmung aus. Wenn solche Erfolgsmenschen über ihre Tätigkeiten und Vorhaben ins Erzählen und Schwärmen kommen, sind ihnen aufmerksame Zuhörer gewiß. Und Jaggi konnte so farbenprächtig und mit so faszinierender Mimik erzählen, daß mir im gebannten Zuhören sogar mein Interesse für die freizügigen Blusen der Sonnenanbeterinnen in den Liegestühlen abhanden gekommen war. Im gelösten Aufschauen zum Lattenrost über mir wird Jaggis Begeisterung lebendig, als spreche er neben mir. „Ja, es stimmt, ich habe zwei Lokale, eine Beiz und ein Hotel, das entspricht ganz einfach meinem Sicherheitsdenken. Meine Beiz in Birsfelden ist zwar die reine Höllenmaschine, und ich bin nur ein Knecht mit weißer Schürze dort, aber man braucht so etwas, sonst wird man schläfrig. Da geht es rund, solange die Tür geöffnet ist; Arbeit, Hitze, Lärm, Kommissionen und der Ärger mit dem Personal.“

Und doch schafft es mir auch Befriedigung, wenn ich an einen Tisch meine ‚Tournedos Kardinal Schiner‘ bringen kann und sehe, wie den Genießern die Augen herauskommen, wie sie ihre Nasen verrenken und den Raum um sich herum vergessen – total abschalten. In dem Moment komme ich mir nicht mehr wie ein Knecht vor. Da empfinde ich dann Freude, und ein wenig Stolz ist auch dabei, wenn meine Kreativität gelobt wird. Vom Kalbsrücken Orlow, dem Königsschmaus in meiner Beiz, will ich lieber nicht erzählen, sonst möchtest du sofort mit mir kommen. Oder Hirschmedaillons an einer Morchelrahmsoße mit ein paar verwegenen Beilagen, ja, was meinst du, da wird es still am Tisch wie an Weihnachten.

Ich sage meinem Personal immer, von nichts kommt nichts! Ja – he, glaubst du, ich habe umsonst im Riz in Paris, im Krassnapolsky in Amsterdam, im Sacher in Wien meine Demiglance gerührt. Ich war oft nah am Verzweifeln, wenn mein Chef die fertige Soße immer noch feiner und raffinierter haben wollte. Ja, ich weiß, ich bin jung für das, was mir gelungen ist. Was ich geschaffen habe, das machen nicht viele mit vierzig. Vielleicht bin ich eine Ausnahme.

Vom Wein rede ich nur ungern, wenn keiner vorhanden ist, das schafft mir nur das ungute Gefühl der Entsagung. In meinen Gedanken aber sehe ich sie immer vor mir, die großen Jahrgänge. Leider habe ich nur noch wenige von den ganz großen im Keller. Chateau Petrus, Lafit, Haut Brion, Palmer. Der honigfarbene Sauternes, Chateau Lafon, ein 43er – nur noch 21 Flaschen habe ich von diesem edlen Tropfen. Dafür liegen noch ein paar gute Sammlerstücke aus dem Burgund im Keller. Da kannst du dir um den Preis einer Flasche ein kleines Auto kaufen – Okkasion, versteht sich!

Manchmal verstehe ich es selbst nicht, daß ich es immer wieder fertig bringe, diese wunderbaren Weine liegen zu lassen. Es geht mir wahrscheinlich wie mit den Frauen; die muß man ja auch schonen, dann währt die Freude länger. Item, es ist etwas Großes um den Wein und mehr noch um die gute Küche! Da steckt viel Erfahrung drin und genügend Schweiß. Nicht umsonst spricht man von der Kochkunst. Und die Kunst hat nun mal ihren Preis – und damit pasta! Wenn du mich fragst, warum ich nicht expandiere, das nächste Lokal hier, das nächste Hotel dort, dann muß ich dir sagen, das interessiert mich nicht. Ich will gar nicht mehr! Ich will leben, Mensch bleiben, genießen, verstehst du?

Sicher gibt es genug Leute in der Schweiz, die sich viel mehr leisten können als ich. Oft sind sie auch noch jünger an Jahren. Von Beruf Sohn, wie man diese mühselige Arbeit, das vom Vater ersparte Geld aufzu-

brauchen, in der Schweiz nennt. Leider werden bei uns die echten Genießer auch immer seltener. Es ist ihnen allen leid um die Zeit, und daran sterben sie aus.

In meinem kleinen Hotel in der Nähe von Vitznau, da treffen sich die letzten Genießer in der Schweiz. Da sind sie auf einer Insel, die mit unserer hektischen Zeit nicht in Berührung steht. Da finden sie ein Paradies, geschaffen für Menschen, die schon alles kennen und alles gehabt haben, die aber zugleich das Wertvollste im Leben vernachlässigen; die Harmonie mit sich selbst.

Du mußt wissen, ich habe alles gelesen, was ich über die alten Römer auftreiben konnte. Von ihnen hab' ich mir einiges abgenommen, denn die konnten noch leben und genießen. Gut, sie sind schlußendlich daran zugrunde gegangen, aber das dauerte seine Zeit. Mein Geschäft ist ja nicht für die Ewigkeit gedacht. In spätestens zehn Jahren werf' ich den Hut drauf, dann reicht es mir für meine letzten Jahre, dann laß ich mich bedienen und verwöhnen in erster Klasse.

Weil du so interessiert zugehört hast, will ich dir noch ein paar Details von meinem Hotel verraten. Es trägt zum Beispiel keinen Namen, denn es existiert gar nicht als ein Haus üblicher Art. Es ist vom umliegenden Bereich nicht einzusehen, obwohl es auf einem Hügel liegt. Aber auf fünf Hektar Grund mit schönem Baumbestand kann man schon ein kleines Gebäude recht gut verstecken. Es ist kaum vom Hubschrauber aus zu sehen. Trotzdem haben die zehn Zimmer einen herrlichen Ausblick auf den Vierwaldstätter See und ins Gebirge, den Bürgenstock und den Pilatus hast du vor der Nase.

Aber du wolltest ja wissen, wie in meinem Haus für das Wohlbefinden der Gäste garantiert wird.

Da ist zuerst einmal die Lage. Man kommt einmal vom See her mit dem Boot in eine Grotte, die nur durch ein ferngesteuertes Gitter passierbar wird. Von dort führt ein Lift in die Gartenveranda hinauf, und von der kommt man diskret ins Haus, so, als hätte man gerade einen Spaziergang im Park hinter sich. Vom Land her führt von der gut getarnten Großgarage ein etwa 300 Meter langer Parkweg zum Haus. Die Fassade ist Ton in Ton mit dem exotischen Baumbestand gehalten, das Gebäude verschwindet also förmlich in der Landschaft. Es gibt nur eine Sommersaison. In fünf kleinen, sehr intimen Speiseräumen, die alle in einem eigenen Stil gehalten sind, werden die außergewöhnlichen Menüs je nach Personenanzahl auf runden oder rechteckigen Tischen serviert. Die Gesamtzahl der Gäste ist mit zwanzig limitiert. Auf je zwei Gäste kommt ein Personal im Service.

Aus den Speisezimmern führen unauffällige Türen in die zugehörigen Suiten, die alle für zwei Personen konzipiert sind, doch bei Bedarf für vier Personen arrangiert werden können. Es können maximal drei Nächte gebucht werden, da mein Hotel nur am Dienstag, Mittwoch und Donnerstag geöffnet ist. Mit seiner Anmeldung überweist der Gast einen a-conto-Betrag und gleichzeitig gibt er einen Namen für sein Inkognito an. Übliche Anrede in meinem Haus ist nur ‚Dame‘, ‚Herr‘ in unseren vier Landessprachen, es wird niemand mit einem Titel angesprochen.

Mein Haus ist in keinem Hotelführer zu finden, in keinem Telefon- oder Adreßbuch. Die Begeisterung meiner Gäste macht mir genügend Reklame. Es gibt auch keine Speise- und keine Getränkekarte bei mir. Es ist nur auszuwählen aus den Speisen und Getränken, die der Küchenchef offeriert.

Ich war in Peking und in Kapstadt, in San Francisco und Paris. Überall hab' ich mich gründlich umgeschaut. Was der Gast bei mir bekommt, gibt es sonst nirgendwo. Wenn mich einer fragt, wie machst du denn das alles, deine Ideen sind bestimmt nicht billig, denn das ist ja wirklich eine luxuriöse Absteige, die du da betreibst? Darauf kann ich nur sagen, daß ich nichts zu verheimlichen habe. Ein Steuereinnnehmer zum Beispiel wird mein Haus nie betreten. Die bekommen soviel von mir, daß ich ruhig schlafen kann. Du mußt nämlich eines wissen! Wenn ich am Freitag meinen Umsatz in den Rechner getippt habe, dann sind mit dem letzten Tastendruck alle Abgaben auf dem Konto vom Fiskus und überall sonst noch, wo eben ein Teil meines Gewinns hinlaufen muß. Ehrlich währt am längsten!

Für die Zeit der Anwesenheit in meinem Hotel existiert man nicht auf der Welt. Da muß sogar die Interpol passen; aber Spaß beiseite – solche Kundschaft kommt nicht in mein Haus. Jeder Gast ist nach Wunsch auch gegenüber den anderen Gästen diskret abgeschirmt. Ich will dir verraten, daß aus jedem Speiseraum ein eigener Weg in den Park führt, der die anderen Wege nicht kreuzt. Es soll jeder Gast das Gefühl haben dürfen, er sei allein auf der Welt. Und diese Extras kosten natürlich, aber das spielt keine Rolle, denn es wird ja bezahlt. Dabei ist der Pensionspreis so gehalten, daß der Gast niemals auf die Idee kommt, darüber nachzusinnen, ob er auch genügend bekommen hat für sein Geld. Als Rahmen gilt bei mir der Vollpensionspreis eines Fünf-Sterne-Hotels, multipliziert mit dem Faktor zweieinhalb, der mir eine großzügige Kalkulation erlaubt. Die Freude bei meinen Gästen ist dann groß, wenn ein schöner Teil ihrer Einzahlung nicht aufgebraucht wurde und auf ihr Konto zurückfließt.



Selbstverständlich hat mein Konto einen karitativen Decknamen, denn mein kleines Paradies ist ja schließlich nicht für den Mann von der Straße und für das Gespräch am Wirtshaustisch gedacht. Wer drei Tage und drei Nächte bei mir logiert, der wird von mir auf eine Weinlaudatio eingeladen, bei der sämtliche Raritäten, die in meinem Hotel lagern, verkostet werden. Für kleine Unpäßlichkeiten oder unvorherzusehende Krankheitsfälle ist ein Sofortdienst mittels Motorboot oder Krankenwagen und Hubschrauber möglich.

Doch jetzt haben wir uns wohl genug in alle möglichen Freuden hingedacht, die leider weit entfernt sind. Ich hätte jetzt nichts gegen einen russischen Wildschweinbraten, wie ich ihn in meiner Beiz ab sechs Personen mit Vorbestellung manchmal hinzaubere, wenn ich eine schöne Sau bekommen hab'. Diesen Schmaus mußt du unbedingt probieren, wenn du mich besuchen kommst. Die Erinnerung an den Genuß wird dich ein Leben lang begleiten. Oder ich mach' dir mein Fleischomelette, mit getrüffeltem Kalbfleisch und Ananasrahm; da recken die Gourmets noch im Grab ihre Häse danach.

Trotzdem, man muß immer auf dem Boden bleiben, denn das Einfache verleidet am wenigsten. Komm' mit in die Hütte hinein, ich habe Hunger!“

\*

Die zweite Nacht voll Windespfeifen und Sturmgebraus ist nicht so übel. Trotz meines Hungers kann ich schlafen. Eine Wetterbesserung ist nicht so schnell zu erwarten. So nütze ich den Vormittag mit der Zubereitung des Einweichbrotes. Ich entschieße mich, in der Menüzusammensetzung eine Spur weiter zu gehen und die aufgequollenen Brotstücke in Öl anzurösten oder herauszubacken. Die Zeit des Wartens auf mein Einweichergebnis nütze ich zum Fluchen über meine Dummheit. Ich schwöre mir alle Eide, daß mir in meiner Vorratshaltung kein Versäumnis mehr passieren werde.

Längst ist es dunkel geworden, als ich das Klappern der Türen vermisse. Tatsächlich, der Sturm scheint nachzulassen. Mein leichtes Abendessen schenkt mir tiefen Schlaf.

Es ist für mich wie eine Versöhnung mit Gott und der Welt, als ich nach den Sturmtagen die Frische eines leuchtenden Wintermorgens als eine überirdische Köstlichkeit in mich hineinrinke. Es ist wieder eine jener Stunden, da es keine Mühe macht, Gott die Hand zu reichen, sein weises Lächeln zu bestaunen und seine Allmacht zu begreifen.